

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

73 (26.3.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 22

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 22.

Karlsruhe, Dienstag den 26. März 1912.

32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 22:
Emil Rosenows Dramen. — Das erste Opfer. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen.

Emil Rosenows Dramen.

Eine Einführung.

Nachdem allmählich der Sturm, den der Naturalismus in der Literatur entfacht, sich verzogen hat, gewinnt eine ruhige Betrachtung, der in jenen kampfreichen Zeiten entstandenen Kunstwerke Raum. Es hat sich allgemach die soziale Dichtung sieghaft durchgerungen, wie auch eine Auslese unter diesen Schöpfungen stattgefunden hat. Die durch eine marktjäreische Metaklampe künstlich in den Vordergrund gestellten Tageserzeugnisse verschwinden, und den Werken wahrhaften künstlerischen Schöpfungen des realistischen Dichters und sozialdemokratischen Politikers, Emil Rosenow, die leider immer noch nicht genügend bekannt ist, eine stets wachsende Bedeutung, langsam aber sicher gelangt der Dramatiker Rosenow, der im Jahre 1904 den kurzen, schweren Daseinskampf ausgerufen, zur verdienten Anerkennung. Wenn man die Dramen des nur 33 Jahre alt gewordenen durcharbeiteten, sie auf ihren inneren Gehalt sowie auf den dramatischen Wert hin prüft, so wird man dem Schicksal gewaltig jähren, daß es in diesem Falle einen Mann vom Arbeitstisch weggerissen hatte, der im Stande war, wenn auch nicht das höchste Ziel auf dramatischem Gebiete zu leisten, so doch die dramatische Literatur um eine Reihe Werke aus dem sozialen Milieu zu bereichern, die würdig wären, neben dem Besten in diesem Fache zu stehen. Doch, was hilft alles Jähren! Mit der sozialdemokratischen Partei, die im Jahre 1904 an dem Grabe eines ihrer Besten trauerte, muß sich auch die Literatur mit dem abfinden, was er in der kurzen Zeit gegeben. Jetzt endlich, 8 Jahre nach dem Tode des Dichters, ist dem Wunsch vieler Rechnung getragen worden, indem eine Ausgabe der gesammelten Dramen Emil Rosenows erfolgt ist. Der Verlag von Hermann Essig, Berlin-Schöneberg hat sich dieser dankenswerten Aufgabe unterzogen, zu der Dr. Christian Gaehe eine kurze, jedoch sorgfältige biographische Einleitung geschrieben hat. (Die Dramen kosten elegant in Halbfranz gebunden, mit Schutzkarton, nebst Biographie und Porträt des Dichters 7,50 Mk.)

Was an den Dramen besonders bemerkt werden muß, das ist die Objektivität der Darstellung. Jegliche unkünstlerische Tendenz wird ausgeschaltet. Wie leicht hätte dem Politiker Rosenow die — verzeihliche — Entgeißelung unterlaufen können, in seinen sozialen Milieuzzeichnungen zu Gunsten seiner Partei tendenziös zu wirken. Er unterläßt dies, wie er es auch vermeidet, mit psychologischen Duffeleien den Leser und Hörer zu quälen. Ursprünglich und aus ihrem Milieu herauswachsend, treten seine Gestalten vor uns hin. Er begreift die lebensdürstige Dirne so gut wie den konservativen Agrarier, die entfangende Dublerin genau so, wie den nüchtern rechnenden Werksdirektor. Denn, nicht aus sich heraus, werden die Menschen das, was sie sind, sondern wirtschaftliche Notwendigkeit, Umgebung und Erziehung sind im Munde mit vielen Inponderabilien die Bildner des Lebens. Dieser Wirklichkeitszug ist es, der dem Dichter Rosenow die Bedeutung schafft. Der wahre Naturalismus in künstlerischer Auffassung wird bei ihm zur echten Poesie. Zur Einführung in Rosenows Gedankenwelt, sollen im Nachfolgenden die einzelnen Dramen kurz besprochen werden.

Schon mit seinem Einakter „Dahem“ liefert er uns einen Aufschluß aus dem Leben jener großstädtischen Mietskasernenbewohner, wie er getreulich nicht gezeichnet werden kann. Ein Wurf ins Wolle ist dieses Erstlings-

werk. Unser ganzes Fühlen weiß der Dichter für die Familie Solms, die im Hinterhaus ihr kärgliches Dasein fristet, gefangen zu nehmen. Wir erleben es mit, wie die unheilbar kranke Emilie sich in ihrem gläubigen Gemüt an den letzten Rest von Hoffnung auf Genesung klammert, bis sie schließlich dann zusammenbricht als ihr die, nach Lebensstammel gierige Schwester Emma die trasse Wahrheit verkündet. Im Gegenfuge zu der von brutaler und doch wieder so erklärlicher, Selbstsucht geleiteten Schwester Emma, welche die vom Leben geknickte Mutter verläßt, um durch den ausgelassenen Herrn Grüniger in das Treiben der bunten Freuden Eingang zu finden, wird der aus dem Gefängnis entlassene Bruder Karl gestellt, der als rechtschaffener Mensch in ehrlicher Arbeit danach trachtet, den Seinen zu helfen. So werden uns in diesem engen Milieu Charaktere der verschiedensten Art dargestellt, von denen jeder eine Meisterzeichnung ist.

Als weniger gelungen muß man das nächste Werk „Der balzende Auerhahn“, Schauspiel in 4 Akten, bezeichnen. So erfreulich hierin die Objektivität der Charakterzeichnung jener Personen anmutet, die man im politischen Leben als rückständig bezeichnen, so wenig kann man sich mit der obwaltenden Skizzierung der einzelnen Personen einverstanden erklären. Man möchte fast meinen, die Absicht, neutral zu bleiben, habe dem Dichter insofern einen schlimmen Streich gespielt, als hierdurch so ziemlich alle Gestalten zu schemenhaften Theaterfiguren herabgesunken sind. Ebenso ist die dramatische Exposition insofern als nicht befriedigend zu bezeichnen, als das Stück welches inhaltlich das Interesse ganz in Anspruch nimmt, zum Schluß in eine geradezu peinlich wirkende Nechlichkeit mit „Ibrens“ „Nora“ ausläuft.

Demgegenüber hat uns Rosenow mit seinem aktigen Drama „Die im Schatten leben“ ein Werk beschenkt, das ihm dauernde Bedeutung in der dramatischen Literatur und auch auf der Bühne sichert. Dieses Werk, welches man das Drama der Berg- und Hüttenarbeiter nennen kann, sollte in allen Arbeiterfamilien zu Hause sein. Das Los, des im Bergwerk getöteten Jau Biggen, des zum Krüppel gemachten Schlepplagers Bittjupp, der im entscheidenden Augenblick von ihrem Gönner, dem Diakonius Körtling im Stich gelassenen Verkäuferin Liesa und schließlich noch der jungen, verführten Zigarrenwicklerin Hannaden ist in vieler Beziehung das Los eines großen Teils der industriellen Lohnarbeiterschaft schlechthin. Wahrlich, im Schatten leben diese Leute, fern jeder freudenspendenden Sonne. Als Glückskind wird schon der Werksinvalid, der alte Schmiermann beneidet. Die ganze Trostlosigkeit der Zustände in den Industriegegenden tritt uns hier vor Augen. Diesen Deklassierten wird die andere Schicht gegenübergestellt: der nur auf den Vorteil der Aktionäre Rücksicht nehmende Betriebsdirektor Künne, der faulenzende, auf Sinnbefriedigung bedachte, junge Kommerzienratssohn Langenscheidt, der sehr rasch seine Gesinnung wechselnde Diakonius Körtling und schließlich noch der Steiger Wittbränke, welcher als Sündenbock für die wirklich Schuldigen herhalten muß. Jede Gestalt des Dramas, jede Handlung erweckt unser ganzes Interesse. Das große Problem der sozialen Ungerechtigkeiten wird vor uns hingestellt. Wenn Werner Sombart von Zola sagt, daß er besser als irgend ein anderer in die moderne Volkswirtschaft einführe, so gilt dies, voll und ganz auch Emil Rosenows Drama „Die im Schatten leben“.

Der erschütternden Wirkung dieses Dramas gegenüber steht „Kater Lampe“, Komödie in vier Akten, welche durch die ironische Wiedergabe der Kommunalverhältnisse eines sächsischen Bergsdorfes die erheitertste Zustimmung auslöst. Mit „Kater Lampe“, der am 2. August 1902 zu Breslau zur Erstaufführung gelangenden Komödie, bewies Rosenow, daß er es nicht nur verstand, ernste Sujets, son-

den *Antiquarium (musica plana)*: die Gleichförmigkeit der Reimen geht allmählich in die Gleichförmigkeit der vieredigen Note über. Die profane (Figural) Musik bemächtigt sich dieses Systems, gestaltet es ihren Bedürfnissen entsprechend um — und unsere Notenschrift ist fertig. Interessant ist auch eine von Thibaut erbaute Parallele zwischen der Entwicklung der musikalischen Zeichenprache und derjenigen der menschlichen Sprache überhaupt. Haben für Strabo „Worte, Verse und Gesänge einen gemeinsamen Ursprung“, „spricht“ nach Rousseau „die Melodie“, so ist für ihn die Musik die zur höchsten Potenz erhobene Sprache.

Für unsere Frauen.

Die Mondaine*, die Sozialpolitische und die Verkäuferin.

Ein Bild aus dem Warenhause.

Es ist die Zeit der Inventur. Angestrengt arbeiten alle, Lehrlinginnen und Verkäuferinnen, sogar die Herren Kassendirektoren lassen ihr Herrnbewußtsein („dies alles ist mir untertänig!“) für Augenblicke verschwinden und werden Menschen, drehen sich hierin und drehen sich dorthin, machen die Notizen und legen dort Ballen Waren zur Seite.

Die jungen Verkäuferinnen sehen abgesspannt aus, die Geschäftsstunden sind verlängert, der Andrang der Kundenschaft größer als bisher, Karnevalszeit ist es überdies; die Redouten laden, auch wenn man müde ist.

Suchen treten zwei Damen an das Spitzenlager, elegant, frisch ausgerubt, die eine mehr mondain, die andere auch elegant, doch mit ernstem Einschlage.

Die Spitzenverkäuferin sieht recht blaß aus, ob von Ueberarbeit, ob von selig verbrachten Abenden? Vielleicht von beidem. Das blonde, etwas frisierte Haar, loder ins Gesicht gehängt, kann die Würdigkeit und Abgespanntheit der Büge nicht verdecken.

„Gnädige Frau wünschen?“ sagt sie mit etwas geschäftsmäßiger Lieblichkeitswürdigkeit, indem sie zu gleicher Zeit einer einfachen Frau Besätze vorlegt, Spitzenstoffe ausmisst und einem nebenstehenden Herrn die vorhandene Meterzahl diktiert.

„Sagen Sie mal,“ beginnt die Mondaine, „haben Sie noch diese Entre-deux, wissen Sie, eru mit Goldfäden durchzogen, ich habe vor einigen Monaten davon gekauft.“

„Sofort gnädige Frau, ich schaue nach!“

„Dadde Sie die Sabitz mit schmaler?“ sagt die einfache Frau.

„Wie war der letzte Posten — 48,60 Meter, Fräulein?“ fragt der aufschreibende Herr.

Die Verkäuferin: „38,60 Meter, Herr Groß!“

„Die Spitze in schmal haben wir nicht, Fräulein.“

Sie wühlt in den Entre-deux.

„Gnädige Frau, ich bedauere: der Einsatz ist ausverkauft.“

„Dann gewie Sie mer von dem breede,“ meint die einfache Frau, „ein un en halwe Weder.“

„Fräulein, das kann nicht sein, daß die Einsätze fehlen. Sie hatten noch ein ganzes Stück. Bitte, schauen Sie etwas genau er nach!“

„Sie haben wohl eben viel zu tun?“ fragt die Dame mit ernstem Einschlag. Sie besucht soziale Kurse.

Die Verkäuferin seufzt: „Ja, die Inventur!“

„Sie haben doch einen Stuhl zu beanspruchen, glaube ich wenigstens,“ sagte die Ernste wieder.

„Was hilft der Stuhl, wenn man keine Zeit hat! Wieviel Spitze, Fräulein?“

„Ein un en halwe Weder.“

„Fräulein, bitte, wollen Sie nicht genau nach den Entre-deux sehen?“

Sie schaut sich nervös um. Kein Kassendirektor in der Nähe? Aber die haben heute wirklich zu tun.

Die Verkäuferin stürzt die Leiter hinauf, um nach den Entre-deux zu suchen.

„Sie sind nicht mehr da, gnädige Frau, leider ausgegangen.“

Man weiß nicht genau, ob sie richtig nachgesehen hat.

„Aber was mach ich denn da? Ich kann doch das gute Kleid deshalb nicht weg tun?“

*) Mondaine bedeutet eine Dame der sogenannten großen Welt.

„Wie lange Arbeitszeit haben Sie täglich?“ fragt die Ernste, die soziale Kurse besucht.

„Fräulein, bitte, schwarze Spitzen.“ Es sind neue Kunden gekommen.

„Fräulein, bitte, vielleicht sehen Sie im Lager nach, ob Sie nicht doch von den Entre-deux haben.“

Das Fräulein runzelt ein klein wenig die Stirn.

„Gnädige Frau, es ist Inventur, die Lager sind alle in Unordnung. Wenn gnädige Frau vielleicht eine andere...“

„Fräulein, ich wünsche, daß Sie nachschauen. Wo ist der Chef?“

Sie dreht sich wieder um, als ob sie — —

Das Fräulein läßt alles liegen und stehen und rennt nach dem Lager.

Einigen Kunden dauert es zu lange, sie laufen vom Spitzentische weg. Die mondaine Dame steht finierend da.

Der Herr, der auf die Ergebnisse der Inventur wartet, ergibt sich resigniert in die Kaufe.

Am Tische sammeln sich neue Käufer an.

Die mondaine Dame wird plötzlich sehr lebhaft, ein Gedanke ist ihr gekommen, eine Idee, wie man das Kleid noch viel hübscher garnieren könnte!

Atemlos kommt das Fräulein gerannt, schon von weitem hebt sie die duftigen Spitzeneinsätze in die Höhe.

„Ach, liebes Fräulein,“ ruft die mondaine Dame fröhlich entgegen, „bemühen Sie sich doch nicht weiter, ich hab' mir was anderes überlegt. Adieu. Komm, Elena!“

Fort rauscht sie.

Die soziale Kurse besuchende Dame folgt ihr finierend nach — —

Kleine Nachrichten.

Eine harmonische Ehe.

Aus einem kleinen südbayerischen Blatt werden zwei nicht alltägliche Anzeigen veröffentlicht:

Meine Frau und mit ihr der Hund sind entlaufen. Wenn sie zugehauen, der möge beide ruhig behalten.

Eine tüchtige Stallmagd oder Haushälterin wird bei gutem Lohn für sofort gesucht.

A. K., Oekonom in Sch.

Aus der nächsten Nummer:

Die als entlaufen ausgeschriebene Frau mit Hund ist bei mir als nächstem Verwandten eingestanden und können gegen Ersatz der Zehrkosten für die Frau bezw. der Futterkosten für den Hund und Erstattung der Inserationsgebühr durch den rechtmäßigen Eigentümer bei Zusicherung ordentlicher Verhandlung wieder abgeholt werden.

P., den 5. März 1912.

A. St., Bauer.

Es scheint, daß der Hund etwas mehr Anhänglichkeit als der Mann hat.

Auf der Suche nach einem Ueber-Dienstmädchen. In einer Zeit, die wie die unferige so ausgesprochenemachen im Zeichen der Dienstbotennot steht, müssen die Ansprüche, von deren Erfüllung der steinreiche Bankier Farson aus Chicago das Engagement eines Mädchens für alles abhängig macht, geradezu als eine Ungeheuerlichkeit anmuten, wie sie heutzutage nur das harmlose Gemüt eines weltfremden Illusionärs ausreden kann. Man höre und staune: Die „Perle“, die Mr. Farson sucht, soll „ideal servieren“, den Gästen ihre Wünsche vom Gesicht ablesen, niemals übler Laune sein, keinen trivialen Ausdruck dem Gehege ihrer Zähne entschlüpfen lassen, eine untadelige Köchin sein, in allen Tugenden des erfahrenen Hausmädchens erprobt sein, in selbstgefertigten Kostümen gute Figur machen, keine „Herrnenbekanntschäften“ haben, niemals Klatschen und endlich von unfehlbarer Korrektheit in Haltung und Rede sein, bei minutöser Wahrung des sozialen Abstandes, der sie von der Herrschaft scheidet. Man sieht, die Sache läuft so ziemlich auf die Suche nach einem weißen Raben hinaus. Freilich bieten sich andererseits dem Geschöpf, daß alle die genannten Werteigenschaften in seiner Person vereint, auch Chancen, die der anspruchsvollen Forderung entsprechen. Bei reiflicher Erfüllung dieser Forderung soll sie bis zum Tode ihres Herrn in seinem Dienst bleiben und bei dessen Ableben die schöne runde Summe von 4 Millionen Mark erhalten, die ihr Mr. Farson, abgesehen von dem fürstlichen Lohn und kleinen Geschenken, durch notarielle Verfügung als Erbe zusichert.

dem auch heitere erfolgreich zu bewältigen. Niemals werden fommische Figuren, wie der hilflose Gemeindevorstand Ermischer, der kartoffelschnitzende Gemeinbediener Seifert, sowie die „Katergeschichte“ verfehlen, ihre Wirkung auf Leser und Zuschauer auszuüben. Immer wird dieser Katerschmaus, an dem Gemeinbediener, Gendarm und Briefträger teilnehmen, ein herzhaftes Lachen erwecken, das sich zur Nachjabe erhöht, wenn später das Gewitter über diese „Feinschmied“ zusammenzieht. Das hohe Geles, hinter der Tragik der Erscheinungen, die unfreiwillige Komik herauszuschälen, hat Rosenow mit diesem Werk restlos erfüllt.

Rosenow ist nun zu dem Manne geworden, welchem, nachdem er die Technik des Dramas vollkommen erfaßt, die Bahn frei geworden ist, zur höchsten Vollendung. Hier trifft ihn das Verhängnis! Nur noch zwei Fragmente kann er hinnerjeren, bevor ihn tödliche Krankheit zu Boden wirft. In der „Soffnung des Wagan ten“, welches als fünfaktiges Schauspiel gedacht war, wollte er das Drama des fahrenden Volkes, der Gaukler und Zigeuner schreiben, was eine neuartige Bereicherung der dramatischen Literatur bedeutet hätte. Aus dem weiteren Fragment „Prinz Friedrich“ lassen sich keine Schlüsse ziehen. Nur scheint es, als ob der Dichter hier in der Gestalt des jungen Manfred Jungschläger zum ersten Male in seinen Werken versuchen wollte, die Entwicklung eines Intellektuellen zum Sozialismus zu zeichnen. Leider war dem Künstler die Ausföhrungen dieser Ideen nicht mehr bergünnt, so daß wir uns mit dem Wenigen, dafür aber auch Guten begnügen müssen.

Ist aber auch das Lebenswerk Emil Rosenows nur ein Lorjo geblieben, so gilt hierfür doch das, was bei so vielen antiken Bruchstücken der Fall ist: der Lorjo besitzt höheren Wert als eine große Anzahl bis ins kleinste ausgearbeiteten Produktionen. Das Wenige, welches uns Rosenow deschenkt, gehört mit zum Besten von dem, was der Arbeit erlitteratur zuzuzählen ist. Was der dänische Kritiker Georg Brandes von der Literatur im allgemeinen sagt, gilt insbesondere von Emil Rosenow: „Eine Literatur beweist, daß sie lebt, indem sie Probleme zur Debatte stellt.“ Emil Rosenows Dramen stellen Probleme zur Debatte. Sie rücken das Milieu der Arbeiterchaft und der Deffizierten in den Vordergrund, beleuchten es von allen Seiten. Dies wird der Grund sein, der Rosenows Name hell strahlen läßt, solange es eine Lohnarbeiterschaft, eine soziale Frage gibt.

Das erste Opfer.*)

In Herne bei Bochum kam es am vergangenen Mittwoch morgen zu einem Streikrazall, bei dem der 16jährige Sohn des Bergmanns Madeja durch einen Karabinerschuß getötet wurde.

Schwarze endlose Vorstadtstraßen unter trübdämmerndem Himmel. Vorstadtstraßen, wie man sie überall im Industriebezirk finden mag: Schmutzige tafernenhafte Ziegelsteinhäuser, vor denen ein paar Kinder spielen. Kümmerliche Felder dazwischen. Schwärzlich im Nebel dahinter fauern Zechentürme, ragen Schöte. Und eine hoffnungslose Melancholie legt sich drückend auf den Fremden, der in langen Schritten durch die Straßen geht.

Gruppen von Bergarbeitern hier und da. Hast Du sie am ersten Streiktag gesehen? Ungeachtet gingen sie da „spazieren“, ein halb verlegenes, halb trotziges Rächeln im Gesicht. Das ist heute anders. Sturm und Ernst stehen sie beieinander. Selten, daß einer ein Wort spricht. Ueber ihnen allen liegt die Tragik derer, die den großen Wurf getan — und die nun still halten müssen und warten, wie es das Schicksal will.

* Diese Skizze stammt aus der Feder eines bürgerlichen Journalisten, der an einem bürgerlichen Blatte im Ruhrrevier angestellt ist. Wir brauchen dem hier geschilberten nichts hinzuzufügen. Die verkehrten Behauptungen im Reichstage und preußischen Abgeordnetenhaus über die „Zaten“ der streikenden Bergleute können nicht besser widerlegt werden, als es durch diese Schilderung geschieht.

Eine Seilbahn schneidet über die rufschwarze Straße. Mühelos rollen da oben die Kotvries voll Feinkohlen von der Beche zu den Koksöfen, von den Koksöfen zur Beche. Die Beche aber heißt Schenrod. Und nicht weit von hier fiel jener Schuß aus dem Karabiner . . .

Da stehen wir vor dem Haus. Es ist so grau und häßlich, wie alle die Häuser ringsum. Gählich und ruhig ist es, das Haus, in dem der Bergmann Madeja wohnt, der gestern noch einen Sohn hatte.

Ein alter Bergmann hat es mir gezeigt. Die Grube hatte ihm das Gesicht mit stahlblauen Flecken gezeichnet, mürrisch stand er gegen die Wand gelehnt da. Mürrisch hatte er dem Ansfäger ein paar Worte hingeworfen, mürrisch hatte er noch links gedeutet: „Dort war's.“ Und mürrisch ließ er es fallen: „Da kommt der Vater von dem Jungen.“

Ja. Da kam er. Das mußte er sein. Eine mittelgroße, stark gebeugte Gestalt. Das breit und hart geschnittene Gesicht unbeweglich, wie von Stein. Hart standen die Stoppeln darin. Geradeaus blickt er, wie er so langsam, im dicken rotbraunen Mantel die Straße herabkommt.

Ich jögere. Und dann habe ich ihn doch angesprochen. Starr sieht er mir in die Augen. Keine Muskel in seinem Gesicht regt sich. Aber dann muß er wohl verstanden haben, daß ich nicht aus Neugierde frage. Kurz deutete er zur Seite: „Dort war's.“ Und langsam, Satz auf Satz spricht er, als müßte er jedes Wort aus einem tiefen Brunnnen holen. „Dort war's.“ Und erzählt.

Wir stehen in der breiten Baullücke zwischen den beiden Häusern. Aus denen sind jetzt Menschen gekommen. Junge Sauer mit unsicheren Gesichtern. Ein Polenweib in bunter Tracht. Ein paar Kinder mit unwissend-neugierigen Augen. Und ein alter Bergmalide mit zahmlosem Munde. Sie alle haben sie wohl schon zehnmal gehört, die kurze Geschichte. Aber sie hören wieder zu.

Wie war es gekommen? — Er war ein stiller, ruhiger Junge gewesen, der Fritz — so wissen die zu erzählen, die ihn kannten. Früh um acht Uhr wars, da hatte ihn der alte Madeja in den Keller geschickt, Kohlen zu holen. Und munter war er mit dem Eimer die paar Treppen herabgesprungen.

Da hörte er Lärm von draußen, Pfiffe, Pfuirufe. Ein paar Kommandolante. Hinstößt, hundert Meter vielleicht die Straße hinauf drängen sich halbwichsige Burschen und Gendarmen. Steine fliegen. Und die Verchlupflappen an den Karabinern fliegen zur Seite.

Der Fritz war die zwei Schritte gegen die Straße vorgegangen, von wo man die offene Straße hinaufsehen konnte. Und spähte hinauf.

Da knallte es kurz und hart. Und noch einmal. Aber schon beim erstenmal war der Fritz Madeja zusammengezuckt. Ein Taumeln . . . und dann schlug er schwer zu Boden. Nicht neben der Regenröhre. Und blieb liegen.

Der alte Madeja hatte oben die beiden Schüsse auch gehört. War rasch die Treppe heruntergelaufen und . . . „Fritz! Fritz!“ hörte ihn seine Frau von oben schreien. Dann wars still.

Was sollen wir noch erzählen? „Der Fritz macht niemand mehr lebendig“, sagte der alte Madeja mit seinem unbeweglichen Gesicht. Und der alte Bergmalide nickte stumm.

Jorn war keiner in dem alten Vater. Er wußte, daß keiner von den Gendarmen verantwortlich zu machen war. Eine verirrte Kugel — was will man da machen? Krampfhaft preßte er in seiner Hand ein Schlüsselbund zum Kohlenkeller. Der Fritz hatte ihn auch so krampfhaft in der Hand gehalten, als der Tod seine Glieder zusammenkrampfte.

Ich wandte mich zum Gehen. Und blickte noch einmal um.

Da war die Regenröhre, an der die Kugel den Fritz Madeja hingestreckt hatte. Sie war zerrissen und zerschossen von dieser Kugel, die noch ein Loch in die Ziegelwand gegraben hatte. Am Boden ober sah ein Kind. Zwei Jahre alt ungefähr. Und spielte still und aufrieden mit ein paar Steinchen.

Aus allen Gebieten.

Technisches.

Der Kanal von der Schelde nach Gent ist vor kurzen vollendet worden. Der Aus- und Umbau des Kanals von Gent nach Terneuzen an der Niedersehle hat zwölf Jahre Bauzeit erfordert. Er wurde ursprünglich bereits im Jahre 1826 von der holländischen Regierung begonnen und dann in den Jahren 1870 bis 1878 von Belgien erweitert. Der nunmehr fertiggestellte Ausbau ermöglicht auch größeren Schiffen, aus der Nordsee, nach Gent zu gelangen. Der ganze Kanal ist 82 Kilometer lang, wovon 174 Kilometer in Belgien, der übrige Teil in Holland liegt. Auf belgischem Gebiet ist der Kanal 97 Meter, auf holländischem 87 Meter breit. Die elf Brücken, die ihn überflammen, lassen eine 26 Meter breite Durchfahrt zu.

Naturwissenschaft.

Beziehungen zwischen Natur und Technik finden sich mancherlei. In einem höchst interessanten Vortrage im Frankfurter Bezirksverein Deutscher Ingenieure sprach Herr Ingenieur Hommer über dieses Thema und machte auf eine ganze Reihe solcher Wechselbeziehungen aufmerksam, in denen uns die Natur Rechmeisterin geworden ist. Ein sehr interessantes Beispiel aus dem Gebiete der Festigkeitslehre bezieht sich auf den Aufbau der Nester verschiedener Nabelhölzer. Der untere Teil eines solchen Nests ist rot, der obere weiß gefärbt. Das rote Holz ist widerstandsfähiger gegen Druck, das weiße widerstandsfähiger gegen Zugbeanspruchungen. Dieser verschiedenenartige Aufbau des Nests bedingt bei seiner Belastung durch Schnee, daß die am meisten gespannte Faser in das zugfeste Weißholz fällt, während die Druckbelastung von dem härteren Rotholz aufgenommen wird.

Eine große Anzahl von Gesperren findet sich bei den Frischen. Einige haben zum Aufrechterhalten der Rückenstacheln vollständig durchgebildete Zahngesperre, während andere Tiere wie die Kreuzotter, den Schubteltrieb zum bewegen des Stützahnes benutzen. Der Karpsen hat eine Art Manometer, das ihm ermöglicht, die Menge der aufgenommenen Luft zu messen. Eine Vogelart bewegt die Ober- und Unterkiefer unter Vermittlung eines Gelenkparallelogramms. Ferner wird verschiedener Tiefseebewohner gedacht, die mit Leuchtorganen ausgestattet sind, wobei die Reflektoren wie bei diesen aus parabolisch gekrümmten Spiegelgläsern bestehen.

Allerlei.

Die chinesische Schrift. Da nun einmal in China alles neu werden soll, so hat man sich auch mit Eifer der Erneuerung der chinesischen Schrift zugewendet und nach langem Bemühen auch einen Erfolg erzielt: eine neue chinesische Schrift ist fertig und harret der allgemeinen Einführung. Bisher war es nur den Gelehrten möglich gewesen, chinesisch zu schreiben, denn die Sprache des himmlischen Reiches umfaßt nicht weniger als 80 000 Worte und der Unglückliche, der seine Muttersprache auch schriftlich festhalten wollte, mußte nicht weniger als 80 000 Zeichen erlernen. Mittel zur Erleichterung und Vereinfachung waren zwar schon vielfach vorgeschlagen worden, kamen auch vielfach zur Anwendung, aber eine endgültige Lösung fand noch aus. Auf Betreiben des Legationssekretärs der chinesischen Gesandtschaft in Rom wurde von einem jungen Sprachgelehrten, dem Professor für japanische und chinesische Sprache am Orient-Institut in Neapel, eine neue chinesische Schrift ausgearbeitet. Er war besonders dazu geeignet, weil er nicht nur über genaue Kenntnisse des Chinesischen verfügt, sondern auch alle europäischen Sprachen fließend spricht und schreibt. Es war notwendig, um alle Klänge der chinesischen Sprache genau wiederzugeben, die Buchstaben aus vielen Alphabeten zu entnehmen. Das nun festgestellte Alphabet umfaßt 42 Buchstaben, von denen 23 Vokale und 19 Konsonanten sind. Von den 23 Vokalen sind vier dem griechischen Alphabet entnommen, vier dem russischen, fünf dem lateinischen, ein einziger dem chinesischen; von den neun anderen Vokalen sind zwei sogenannte verlängerte Vokale und sieben umgekehrte Vokale. Von den 19 Konsonanten sind vierzehn dem lateinischen, drei dem russischen und zwei dem griechischen Alphabet entlehnt. Mit diesen 42 Buchstaben kann man

nun alle Worte der chinesischen Sprache schriftlich festhalten. Die Schöpfer der Schrift hoffen, daß die Republik ihre Reform anerkennen wird, obgleich mit dem Aufgeben der Buchschrift ein Band zerschnitten wird, das seither alle Chinesen zusammenhielt. Die chinesische Sprache zerfällt in viele Dialekte, so daß der Chineser vom Norden den Landmann aus dem Süden nicht versteht. Aber was ein Chineser schreibt, kann jeder Chineser lesen, denn das geschriebene Wortbild bleibt dasselbe, so sehr sich auch das gesprochene ändert. Nach Einführung der Buchstabenchrift werden die Chinesen sich miteinander nicht mehr verständigen können, es sei denn, einer lernt den Dialekt des andern, und diese Dialekte sind zum Teil so verschieden, wie bänisch und deutsch.

Eine Postanweisung über 1 Pfennig, die im September vergangenen Jahres unter Nr. 25 511 auf dem Postamt 61 in Berlin von einem unbelannten Absender eingezahlt wurde, hat der Postverwaltung viel Arbeit gemacht. Es handelt sich augenscheinlich um eine Uffendung; der Adressat verweigerte die Annahme, um die 5 Pfennige Bestellgeld zu sparen. Die Postanweisung wurde öffentlich ausgesetzt, was die Tätigkeit von nicht weniger als sieben Postbeamten erforderte. Jetzt ist nach Ablauf der Aufbewahrungsdauer dieser herrenlose Pfennig dem Reichspostämte als außerordentliche Einnahme zugeführt worden. Hoeffentlich wird diese außerordentliche Zuweisung eine allgemeine Herabsetzung des Briefpostos ermöglichen.

Wer wird der Bürgermeister? Wir lesen im „Simplicissimus“: In einer mittelgroßen Stadt Badens war der Bürgermeisterposten neu zu besetzen. Neben einer Reihe von Staats- und Gemeindeverwaltungsbeamten bewarb sich auch ein früherer Offizier, der nach seinem Abschied in den Kolonien gewesen war und später noch einige Semester Rechtswissenschaft getrieben hatte. In seinem Bewerbungsschreiben führte er als Beweis für seine Befähigung zum Bürgermeister u. a. an, daß er „in Südafrika eine Proviantkolonne von 110 Ochsen, 40 Pferden bew. Eseln und oft gegen 400 Stück Rindvieh überwacht habe“. Der Mann wurde natürlich gewählt.

Die Entstehung der Notenschrift. Eine der schwierigsten Fragen der Musikgeschichte ist die über die Entstehung und Entwicklung der Notenschrift. Um sie zu lösen, hat der gelehrte Augustiner J. B. Thibaut, Mitglied des russischen Archäologischen Instituts zu Konstantinopel, in der St. Petersburger öffentlichen Bibliothek frühmittelalterliche Musikhandschriften durchstudiert. Bei dieser Gelegenheit ergab sich, daß dies die reichste derartige Sammlung ist, die sich irgendwo in der Welt findet; wenn bisher noch niemand etwas von diesen Schätzen wußte, so kam das daher, daß die betreffende Abteilung der Bibliothek nicht einmal einen Katalog besitzt.

Auf Grund dieser neu aufgefundenen Dokumente ist nun Thibaut zu Ansichten gekommen, die von Ergebnissen der modernen Musikgeschichte, von Niemann u. Fleischer, beträchtlich abweichen. Wie er in einem im Petersburger Konservatorium gehaltenen Vortrag mitteilte, sieht Thibaut als Ausgangspunkt der ganzen Entwicklung der Notenschrift die Interpunktionszeichen an, die zuerst der heilige Hieronymus in die Evangelien- und sonstigen sakralen Handschriften einföhrte. Anfangs beschränkten sich diese Zeichen auf einen leeren Raum; zwischen den einzelnen Perioden, später differenzierten sie sich und nahmen eine Vielgestaltigkeit an, die sich nur durch die Annahme erklären läßt, es handle sich um musikalische Vortragszeichnungen für den rezitierenden Sänger. Allmählich fing man an, die Zeichen nicht nur am Ende des Satzes anzugeben (wo sie nur als Gedächtnis-Hilfsmittel für den auswendig Singenden dienen konnten), sondern sie über die einzelnen Wörter und Silben zu setzen. Im neunten Jahrhundert war dieser Zustand sowohl im lateinischen als auch im griechischen Sprachgebiet erreicht; aus dem letzteren gelangte die neue Erfindung auch in die slavischen gottesdienstlichen Bücher. Im griechisch-slavischen Kulturgebiet entwickelte sich die Art der Notierung bis zu dem von Thibaut genannten „hagiopolitischen“ System, das vom Abendlande übernommen wird und hier „neumatische“ Notierung heißt (10. Jahrhundert). Den Namen leitet Thibaut, abweichend vom bisherigen Ufus, von Pneuma = Atem ab. Also Neume = musikalische Formel, die mit einem Atemzug gesungen wird. Seit Guido von Arezzo kommt = zwecks genauer Fixierung der Tonhöhe — zuerst eine, dann mehrere Linien in Gebrauch. Mit dem Beginn der Mehrstimmigkeit (12. und 13. Jahrhundert) tritt der Modismus in